



Hr. Pfarrer Wieser, ~~Basel~~

Birmingen
Baselland

Basel, 1. 6. 15



Die Glocke



Monatliches Organ des Christl. Vereins junger Männer Zürich I,
der C. V. J. M. Auersihl, Industriequartier, Neumünster, Wie-
dikon, Aarau, Neuhausen, Schwamendingen-Örlikon, Seebach

Jahrg. XXIII, Nr. 9

Vereinshaus



Sihlstr. 33

Juni 1915

Zweck des Vereins: Förderung der jungen Männer aller Stände religiöse, soziale und allgemein bildende Vorträge. **Bibliothek, zimmer, Bäder, öffentliches Alkoholfreies Restaurant.** geschriebene und aktive Mitglieder Fr. 1.— per Monat (Monatsblatt extra), für die

Jüngere Abteilung 45 Cts. per Monat (Monatsblatt inbegriffen)
Präsident: F. Burckhardt, **Sekretäre:** K. Egli, E. Kradolfer.

in ihrer geistigen, sittlichen und religiösen Entwicklung. **Re-
Lese- und Unterhaltungszimmer, Turnhalle, Logier-
Sekretariat:** Sihlstraße 33. **Mitgliederbeitrag:** Für einge-

Friede.

Von Karl Barth, Safenwil.

□□□

Friede? Der Friede ist weit weg! Der Frühling, den wir anzusingen gewohnt waren: „Nun armes Herz, vergiß der Qual, nun muß sich Alles, Alles wenden!“, hat die „Operationen“ im Osten und Westen aufs neue in Fluß gebracht, hat dem furchtbaren „Durchhalten“ hüben und drüben neuen Sinn und Schwung gegeben, hat Europa und uns Schweizer damit in das unheimliche Hangen und Bängen wegen der Haltung Italiens versetzt. Friede? Wir können die militärische und politische Seite der Frage ganz beiseite lassen: auch die innere Annäherung und Verständigung zwischen den Völkern scheint ferner als je. Das einzige Wort „Lusitania“ bedeutet eine Unzahl von endgültig zerrissenen Fäden von Vertrauen, Achtung und Sympathie, eine ganze Wolke von neuem Gift und Haß. Und in die immer tiefer und schwerer werdende Entzweiung der Geister sind wir Alle hineingerissen, auch die von uns, die von Anfang an nicht mithassen, sondern mitlieben wollten. O, unser Wollen! Fragt unsere reichsdeutschen Freunde, fragt unsere welschen Miteidgenossen, fragt die Andersdenkenden unter uns selbst, als was sie uns ansehen? Als Partei unter Parteien, als Streiter unter Streitern! Daß es noch etwas Anderes geben könne als Angreifer und Verteidiger, als Rechthaber und Unrechthaber, das scheint ihnen eine ganz fremde Möglichkeit, und wir werden wohl nicht unschuldig sein daran. Und nun schweigen wir, weil alles Andere zur Verlegenheit wird, und sagen damit deutlicher als durch irgend etwas Anderes, daß wir auch keinen Weg mehr wissen zu Gedankenaustausch und Verständnis und Gesinnungsgemeinschaft und bekennen, daß wir in der Welt des Unfriedens selber mitten drin sind. Wir und ihr! Wir müssen Alle Zornkraut riechen. Erstaunlich viele Bande der Freundschaft, der Verehrung, der gemeinsamen Arbeit haben sich gelockert in dieser Zeit. Wir sind uns wohl alle unseres Eigenen bewußter geworden als früher und darum auch unserer Grenzen gegen die Andern, und so sind wir mit Manchem unter lauten Reden und Explosionen oder in aller Stille auseinander gegangen, von dem wir bis jetzt harmlos meinten, man verstehe sich und gehöre zusammen. Eine höhere Notwendigkeit scheint in dem Allem zu walten, dem sich kein Einzelner entziehen kann. Wir müssen. Aber das ist klar, daß dies persönliche und geistige Auseinandergehen Unfriede ist, so gut wie die Rassen- und Interessenkämpfe der Völker, die jetzt draußen mit den Waffen, mit spitzen, bösen Federn und zornigen Gedanken-, Gefühls- und Wortfluten ausgefochten werden. Nicht der Krieg ist der Unfriede. Er ist auch nicht des Unfriedens Ursache. Er hat es nur an den Tag gebracht, daß wir Alle auf dem Boden des Unfriedens leben, daß wirkliche Gemeinschaft unter uns etwas Seltsames, Ausnahmeweises ist. Eines Hand war wider die andere und ein Jeglicher sah auf seinen Weg.

Auf dem Boden des Unfriedens kann es keinen Frieden geben. Der Krieg da draußen wird ja eines Tages mit einem „Frieden“ endigen. Wir werden aufatmen. Die Menschheit hat Pause. Die Gegensätze äußern sich auf

eine Weile in höflicherer Weise als durch Torpedos und Fliegerbomben. Aus dem Aufruhr der Kräfte wird wieder Gleichgewicht wie zuvor. Handel und Wandel kommen in Gang und auch die internationalen Komitees der Christen und der Heiden haben wieder das Wort. Alles bis zum „nächsten Krieg“, von dem auch die Friedfertigesten draußen jetzt schon reden als von etwas Selbstverständlichem! Auf dem Boden des Unfriedens gibt es keinen Frieden. — Auch die geistigen und persönlichen Spannungen werden nachlassen. Und wir werden unseren Welschen wieder in die Augen blicken, wir werden — du liebe Zeit, man kann ja nicht ewig grollen — vergessen, daß wir so uneinig als möglich waren, und der Weizen der jetzt so ängstlichen und eifrigen helvetischen Patrioten wird herrlich blühen. Und wir werden die Bücher und Zeitungen unserer ausländischen Freunde wieder getrost und mit Gewinn lesen, ihre Briefe und sie selber werden wieder zu uns kommen, wir werden über das Peinliche gerne schweigen und uns all des Gemeinsamen freuen, das uns trauer mit ihnen verband und das uns dann auch wieder wichtiger sein wird als das, was uns jetzt trennt. Und aus der Verwirrung und Zersplitterung der Geister werden wieder Gruppen und Zusammenhänge und Verständigungen hervorgehen und es wird überall nach Leim und Kleister riechen, mit dem die Ritzen und Spalten und Klüfte, die das Erdbeben verursacht, freundlich verstrichen werden. Bis das nächste Erdbeben es an den Tag bringt, daß wir noch immer ein jeglicher auf seinen Weg sehen. „Hüter, ist die Nacht schier hin?“ — „Es kommt der Morgen, aber auch die Nacht. Wenn ihr schon fragt, so werdet ihr doch wieder kommen und wieder fragen!“ Auf dem Boden des Unfriedens gibt es keinen Frieden. Auf diesem Boden ist Eigenwille und Gegensatz, Protest und Diskussion und verlegenes Schweigen, Kopfschütteln und Auseinandergehen, Krieg und Kriegsgeschrei, Belgien und Lusitania und die Politik der Italiener — höhere Notwendigkeit und alle Predigten, Überzeugungs- ausbrüche und fromme Wünsche werden daran nichts ändern.

Bis über die höhere eine höchste Notwendigkeit kommt. Gott ist der Friede. Gott ist keine Partei. Er sondert sich nicht ab und er diskutiert nicht. Er hat keinen Standpunkt und er will nicht recht behalten. Obwohl er doch das alles auch hat, und in ganz anderer Fülle, als wir Menschlein, das, dem wir unsern Unfrieden schuld geben: Eigenart, Einsicht, Willen, Kraft. Gott liebt nur. Gott ist nur Vater, „von altersher ist das sein Name“. Umsonst, daß wir uns auf seine Naturordnung berufen, wenn wir seine schönste Gabe, das „höchste Glück der Erdenkinder“: daß ich ich sein darf und du du, der Deutsche Deutscher und der Engländer Engländer, Paulus Paulus und Petrus Petrus — zum Anlaß des Zankens, Bellens und Schießens machen. Er ist nicht dabei, wir machen's ohne ihn. Denn in Gott ist die Harmonie aller seiner Geschöpfe und Kinder. Und die Harmonie unserer Verschiedenheiten ist die höchste Notwendigkeit über den Völkern und über den Köpfen und Herzen allzumal. Diese höchste Notwendigkeit wartet eigentlich in einem Jeden von uns, wartet seit 2000 Jahren im Evangelium Jesu auf unsere Anerkennung. Der Friede ist die Wahrheit des Lebens, weil Gott der Friede ist. Aber wir können doch von unsern Standpunkten und

Gegensätzen nicht lassen, wir können doch nicht Frieden halten?! Ja, wir können es freilich nicht, und tun gut, es uns ganz klar einzugestehen: darum nicht, weil die Notwendigkeit des Vaters nicht so stark ist in uns, daß wir zum Frieden einfach gezwungen sind, daß es uns so selbstverständlich ist, wie jetzt „der nächste Krieg“. Gott wartet auf uns — und wir müssen wohl auch warten — nicht auf den „Frieden“, nicht auf Verständigungen und Konferenzen zwischen uns, denn eine Schwalbe macht noch keinen Sommer — aber darauf, daß jene höchste Lebensnotwendigkeit in uns Allen ganz anders drängend und klar werde, darauf, daß Gott wahrhaftig seinen Geist des Lebens und der Gemeinschaft ausgieße über alles Fleisch und wir in ihm den Vater und in einander die Brüder erkennen, darauf, daß wir atmen lernen in der Luft Gottes. Der Boden des Friedens muß gelegt werden, auf dem der Friede wachsen kann: der Völkerfriede, der Friede zwischen den Rechtshabern und Unrechthabern, der Friede zwischen dem Licht in dir und dem Licht in mir, der Friede im Schweizerhaus und über die Grenzen, der Friede in Safenwil und der Friede in Zürich. Durch was werden wir noch alles hindurch müssen, bis dieser Friede wachsen kann?

□□□

Jesus und der Krieg.

Von Ed. Thurneysen.*)

□□□

Wir haben begonnen, uns mit dem ganzen Heer der Fragen und innern Nöte auseinanderzusetzen, vor die der rings um uns tobende Weltkrieg uns stellt. Es ist ein überaus schwerer Weg, den wir damit angetreten haben. Aber müssen wir ihn nicht gehen? Drängt es nicht uns alle immer wieder aufs neue zu dieser innern Auseinandersetzung? Es ist wohl niemand unter uns, der sich nicht schon seine Gedanken gemacht hätte über das blutige Ringen und das hundertfache tägliche Sterben, das uns umgibt. Es gibt wohl Tage und Stunden, wo es uns zurücktritt, wo wir arbeiten, lachen und fröhlich sind wie immer, wo wir den Krieg Krieg sein lassen — Gott Lob, daß es sie gibt! — aber dann steigt er wieder aufs neue vor uns empor aus dem Depeschenteil unserer Zeitungen, aus Bildern und Berichten oder, was das Schwerste ist, aus schmerzlichen persönlichen Begegnungen mit seinen Schrecken und faßt und erschüttert uns alle, und wir spüren, daß er auch uns etwas angeht, der Weltkrieg, daß auch wir in ihn verwickelt sind, Gott sei Dank, nicht mit unserm Blut und unsern Leibern, aber mit unsern Seelen und Gedanken. Neben dem äußern wirtschaftlichen, politischen, militärischen Feldzug geht ein inneres, seelisches Ringen her, an dem nicht nur die kriegführenden Völker beteiligt sind, sondern weit über ihre Grenzen hinaus alle die, die überhaupt lebendig fühlende und denkende Menschen sind, Menschen, die nicht stumpf und teilnahmslos an all den dunklen Ereignissen unserer Tage vorbeigehen, die vielmehr mit Herz und Gewissen dabei sind und sie zu verstehen und zu verarbeiten suchen, nicht nur nach ihrem äußern Verlauf, sondern nach ihrem tiefern Sinn und ihrer innern Bedeutung.

Was — wollen wir uns heute fragen — sagt Jesus zum Kriege?

Die Antwort kann keinen Augenblick zweifelhaft sein. Die Welt des himmlischen Vaters, von der Jesus redet, die er erschließt und bringt, und die er meint, wenn er seine Jünger beten heißt: dein Reich komme, kennt keinen Krieg, schließt Krieg und Gewalttat von Grund auf aus. Das eben ist ihr stärkster Gegensatz zu dieser Welt, daß sie, die kommende Welt Gottes, nicht auf Gewalt, sondern auf Liebe gebaut ist, daß der Gott, der hinter ihr steht, ein Gott wunderbarer, grundlos schenkender, erbarmender und emporhebender Güte und Gnade ist; und darin besteht sein Evangelium, seine frohe Botschaft, daß wir uns auf diese Liebe verlassen dürfen, wie auf nichts anderes in der Welt, und daß sie zum Sieg und Ziel kommen wird in der Menschheitsgeschichte. Zur großen Liebes- und Erzieherarbeit Gottes aber an uns Menschen gehört es gerade, daß wir lernen, uns von allem Gewaltwesen, aller Gewalttätigkeit und allem Streit und aller Selbstsucht zu lösen und in einem königlich freien Liebhaben, Dienen, Füreinanderdasein das Höchste zu erblicken, wozu wir erlöst werden können. Und

nun der Krieg? Wie kann sich ein Mensch, der diese Botschaft einmal ergriffen hat, ein Gewissen, das von Jesu Art und Wesen berührt und geschärft, erhöht und verfeinert ist, abfinden mit dieser Welt des Blutes und der Gewalt? Kann man da überhaupt noch Brücken schlagen von der einen zur andern Welt? Von Jesus zum Kriege? Können wir Christus hineinnehmen in diese alte Welt niederer Moral, wo Staaten und Völker mit Waffengewalt um ihr Dasein ringen?

Auf diese auf uns eindringenden Fragen eine erschöpfende und alle befriedigende Antwort zu geben, ist menschenunmöglich. Solche große Lebensfragen haben es an sich, daß man überhaupt nicht mit ihnen fertig wird, sondern immer aufs neue mit ihnen ringen muß. Und ich wäre eigentlich zufrieden, wenn ich nur dies eine erreichen könnte, daß wir es wieder tief empfinden: es steckt in der Zusammenstellung „Jesus und der Krieg“ eine unermeßlich ernste Frage, die wir mit neuem Ernst in unsere Seelen und Gedanken hereinnehmen wollen.

Der erste Eindruck wird allerdings sein: Hier stoßen einfach zwei Welten aufeinander, die Welt der Liebe und die Welt der Gewalt. Und wir? Wir stehen mitten drin in diesem furchtbaren Zusammenprall. Wir sind auf der einen Seite hineingeboren in die diesseitige Welt voll Blut und Gewalt und Tränen, selber zum Töten und Kämpfen gezwungen, selber unter ihren Opfern, selber leidend und andere in Leid versetzend, und tragen zugleich unvergeßlich tief in unsern Herzen das Bild jener andern reinen, hohen Gotteswelt, einer Welt voll Friede und Gerechtigkeit, und die Gewißheit, im tiefsten Grunde dieser Gotteswelt anzugehören, zu ihr berufen und bestimmt zu sein. Das ist die innere Lage, in der wir uns befinden, die wir auch sonst gut genug kennen, die uns nun aber bei der Frage: „Jesus und der Krieg“ aufs neue mit erschütternder Klarheit aufgeht. Wir leben in einer Welt, in der wir eigentlich nicht daheim sind. Wir gehen unsern Gang durch sie, aber ein tiefes Gefühl sagt uns immer wieder, daß wir aus einer andern Welt stammen und zu ihr zurückkehren, daß all dies Leiden, Kämpfen, Sorgen, all das oft so namenlos schwere Opfern, Entsagen, Verzicht, die Tränen und Schmerzen alle, so gut wie die Freude und Lust der Diesseitigkeit nicht das Tiefste und Letzte ist, sondern daß hinter und über dem allem die Welt des Vaters auf uns wartet. So haben zu allen Zeiten die Menschen ihr Leben in der Welt geführt und empfunden und in bald schweremütigen, bald sehnächtigen Worten davon geredet. So haben, um ein naheliegendes Beispiel zu nennen, unsere protestantischen Vorväter Welt und Schicksal beurteilt; das ist die Stimmung eines Luther gewesen, und aus diesem Gefühl, in einer fremden Welt zu leben, hat Paul Gerhard sein sehnächtiges Sterbelied gedichtet: „Ich bin ein Gast auf Erden“ . . . Unser Leben ist eine Pilgerfahrt, eine Wanderschaft, wir tragen ihre Mühsal und unterwerfen uns den Ordnungen der alten Welt, aber in Wahrheit denken wir an das himmlische Jerusalem: „Wollt Gott, ich wär' in dir“. Ich glaube, daß heute wieder zahllose Menschen etwas von dieser Stimmung verstehen und selber in sich tragen, daß auch solche, die vielleicht bisher sicher und behaglich dahin lebten und von den dunklen Hintergründen des Lebens nicht viel spürten, plötzlich, angesichts des ungeheuren Zusammenbruchs wieder etwas empfinden von der Fremdheit und Rätselhaftigkeit dieser Welt. Vor allem die, die draußen in den Schützengräben oder verstümmelt und blutend auf den Schlachtfeldern liegen, könnten gar nicht durchkommen, wenn nicht dieser Ewigkeitsglaube, die Gewißheit der andern, der Gotteswelt, in ihren Herzen lebendig wäre. Daß es aber eine solche Gewißheit des Lebens mitten im Tode gibt, das ist die Wirkung Jesu. Das ist das Eine, Große, was er diesem Kriege, dieser Welt des Blutes und der Gewalt gegenüber eindringlich vertritt und auch auf Schlachtfeldern zum Siege bringt.

Aber freilich, darin erschöpft sich seine Wirkung nicht. Damit, daß Jesus uns sagt: diese eure Welt des Leids und des Krieges ist nicht die wahre Welt, damit will er uns nicht nur zum stillschweigenden Leiden, Dulden, Tragen inmitten grauvoller und schmerzlicher Dinge, zum Warten auf die stille, selige Ewigkeit erziehen und führen, er will weit mehr, er will uns von dieser alten Welt erlösen. Er offenbart die große, reiche Gotteswelt, damit die Welt der Irrtümer und Verkehrtheiten, die alte, aus Gott gefallene und ihm entfremdete Welt in ihrem Schein und Trugwesen überwunden werde. Es soll nicht bei einem ewigen Gegensatz der zwei Welten bleiben, sondern durch alle Ver-

*) Aus seinem Vortrag in der Mitgliederversammlung im Glockenhaus am 15. Februar.